

(Nachdruck verboten.)

## 6) Semper der Jüngling.

Ein Bildungsroman von Otto Ernst

O, wie hatte er's dagegen wieder gut getroffen mit seiner neuen Wohnung in der roten Zwiete. Diesmal hatte die quecksilberne Frau Rebekka einen guten Griff getan, und sie triumphierte in hellen Tönen. Das Haus selbst war freilich auch nur eine Mietskaserne; aber gegenüber lag ein Park mit uralten Bäumen, und davor stand eine unbewohnte, strohbedeckte Hütte, und neben dem Park öffnete sich unter hohen Baumkronen, schmal und schattenheimlich, wie ein Weg zur Unterwelt, der Philosophenweg. O nein, es fiel dem Präparanden Semper gar nicht ein, um der Bücher willen solche Dinge stehen und liegen zu lassen; er durchstöberte den Park bis in seine fernsten, zartesten Wipfel, wenn auch nur mit den Augen — denn im Klettern hatte er's niemals weit gebracht — er bevölkerte die Strohdachhütte mit den Gestalten Pestalozzi's und Jeremias Gotthelf's, Berthold Auerbach's und Fritz Reuters; am Eingang des Philosophenweges aber sah er den Saertiaden Odysseus die Opferbrände vollziehen, die den Schatten des Teiresias dem Hades entlocken sollten. Er war schon hundertmal durch diesen Philosophenweg gegangen und wußte ganz genau, daß nur ein kümmerliches Kinnfal ihn begleitete und daß er auf eine Goldleistenfabrik mündete — aber wenn er von seinem Bett aus durchs Fenster nach dem Eingang des Weges sah, dann war es der Ort,

„Wo in den Acheron sich der Byriphlegethon stürzt  
Und der Strom Kofytos, ein Arm der stygischen Wasser.“  
daran hätten siebzigttausend Goldleistenfabriken nichts zu ändern vermocht.

### 6. Kapitel.

(Fortsetzung des Beweises, daß Asmus kein Bücherturm, sondern ein Sklave irdischer Lust ist.)

Aber auch derbere Freuden verschmähte Asmus nicht; der Welt- und Sinnenlust war er ergeben wie in seiner Kindheit. Nicht jeden Sonntag und nicht den ganzen Sonntag verbrachte er bei den Büchern, nein, gewöhnlich suchte er am Sonntag nachmittag seine Freunde Knapp und Diepenbrock auf, die ehemaligen Mitdirektoren seines Puppentheaters. Zunächst ging er zu Knapp, den er gewöhnlich mit seinem Vater zusammen im Garten beschäftigt fand. Einmal waren sie bei der Mohrrübenerte, da sagte der alte Knapp:

„Na, Asmus, haust du deine Jungen auch fix?“  
„Nein,“ rief Asmus lachend, „ich unterrichte überhaupt noch gar nicht.“

„Ja, hauen mußt du sie, sons wird da niz aus.“  
Und dann zog der alte Knapp eine Mohrrübe aus und gab sie Asmusfen.

„Da — muß deine Kinder mitnehmen un muß sie sagen:  
„So wächsen die Worzeln.““

Asmus sah den Bildungswert dieses Verfahrens nicht ohne weiteres ein; aber er dankte höflich und steckte die Wurzel ein.

Und wenn die beiden dann zu Diepenbrock kamen, dessen Eltern ein Logier- und Speisehaus hatten, dann sah er da einen interessanten Mann auf dem Sofa liegen. Er hieß Zöllner, war Zigarrenmacher und lag jeden Sonntag, den Gott werden ließ, auf dem Sofa und las. Er besah nicht nur den großen Meyer, sondern auch sämtliche Klassiker und Halbklassiker in prächtigen Einbänden. Und wenn er zwölf Sonntage hintereinander auf dem Sofa gelegen und gelesen hatte, dann ging er am dreizehnten hin und betrank sich so vollständig und andauernd, daß er eine Woche lang nicht aus dem Kausche herauskam; dann kehrte er wieder zu Meyer und den Klassikern zurück. Diepenbrock hatte viele Messer und Gabeln zu puzen, und Ewald Knapp und Asmus Semper halfen ihm dabei, damit er schneller fertig werde; aber Asmus mußte zwischendurch immer wieder nach dem Mann auf dem Sofa blicken, der ein schönes, vornehmes Gesicht mit einem langen braunen Bart hatte.

Wenn sie dann endlich fertig waren, gingen die drei fast eine Stunde weit nach der Hamburgischen Vorstadt St. Pauli, nach diesem St. Pauli, das in der ganzen Welt bekannt war als ein Stapelplatz irdischer Genüsse und Seligkeiten für

Anspruchslose. Da gab es nicht nur Kuchenbuden, Obstbuden, Bäckerkarren, Karren mit Spielfachen, mit Kokusnüssen, die vor den Augen des Publikums geöffnet wurden, mit ambulanten Käse, der sich alle Dörfer der Vorstadt unterwarf, mit Limonaden und Likören, da gab es auch Kaiserletheater, Mordgeschichtenbilder, fliegende Museen, Naturalienhandlungen, Wachsfigurenkabinette, Theater, Singpielhallen — o, diese Singpielhallen! Am Abend waren die Portale mit hunderten von bunten Lichtern umkränzt, und wenn eine Tür aufging, sah man durch Rauchwolken wunderschöne Frauen tanzen — „wenn ich Lehrer bin und viel Geld verdienne, da geh ich auch hinein,“ sagte sich Asmus.

Das erste aber, was die drei taten, war regelmäßig, daß sie — immer bei demselben „Konditor“ — einen Eisenbahnkuchen kauften. Das war ein Gemisch von zerriebenem Schwarzbrot und Syrup mit einer Zuckerglasur darüber und war vielleicht eher zu den Laxiermitteln als zur Gattung der Kuchen zu rechnen; aber es schmeckte um so schöner, als es für 5 Pfennige einen halben Kubikdezimeter gab. Dann gaben sie sich zufrieden dem Genuß des Schauens, Kauens und Staumens hin.

„Der siebensache Raub- und Elternmörder Timm Thode, das größte Scheusal in Menschengestalt!“ schrie ein dickes Weib und schlug mit einem Rohrstock klatschend gegen ein 12teiliges „Gemälde“, das die Leistungen des Gefeierten im einzelnen zur Darstellung brachte. Schon von weitem schlug Asmus einen anderen Weg ein, er wußte auf der Welt nichts Widerrätigeres als diese Bilder und die erklärenden Gesänge der Schausteller.

Aber dann gab es einen Mann auf dem „Spielbuden-plate“, der war am ganzen Leibe mit Musik bewaffnet. Mit dem Fuße schlug er Becken und Triangel, mit dem Ellbogen eine große Trommel, mit der rechten drehte er einen Leierkasten, mit dem Munde blies er eine Panflöte, und wenn er den Kopf schüttelte, erklangen von seinem Hute, der einer chinesischen Pagode glich, eine Menge von Glöcklein. Die Musik war gewiß scheußlich; aber die Fertigkeit des schwitzenden Mannes blieb bewundernswert. Er hatte denn auch immer ein Rudel von Jungen um sich, und darum mußte er die linke Hand frei behalten.

„Käupt, Lüd, käupt!“ schrie mit furchtbarer Schnapsstimme, die dem Bellen eines heiferen Wüstenwolfes glich, ein Mann, der Datteln verkaufte. Aber es waren keine Datteln mehr, es war nur noch ein unerklärbares Mus, das zu Klumpen geballt auf der Karre lag. „Tein Penn dat Fund, Lüd!“ schrie der Mann. „Ja verkäup se mit Echoden, Lüd; id sett dor noch bi too! Bloß ut Schobernaed käupt mi wat af, Lüd!“

Und einmal kam Asmus an eine Bude, auf deren Vorderseite ein Schwein mit Menschenaugen abgebildet war. Das Tier hatte einen seelenvollen Blick und schien darüber nachzuzinnen, ob es ein Mensch oder ein Schwein sei. Was es in seinem Zweifel noch bestärken konnte, war der Umstand, daß es an den Hinterfüßen fünf menschliche Zehen hatte. Wohl hundertmal drehte Asmus sein Zehnpfennigstück in den Händen herum; aber dann sagte er sich, daß ein zukünftiger Lehrer seiner Bildung jedes Opfer bringen müsse; er gab es hin und trat ein. Er fand in einem Glashafen voll Spiritus ein kleines totes Ferkel, das genau wie jedes andere Ferkel aussehete. Der Schausteller, ein großer Kerl in Hemdärmeln, erklärte ihm, das Ferkelauge sei ein vollkommenes Menschenauge und die hinteren Zehen seien Menschenzehen. Asmus blickte schon lange nicht mehr auf das Ferkel im Glashafen, sondern auf den Mann in Hemdärmeln; er sah ihn mit staunenden Blicken an; denn er begriff nicht, daß ein Mensch so unverschämt sein könne.

„Das ist ja alles Schwindel!“ sagte Asmus. Im nächsten Augenblick fühlte er sich unjanst vor die Bude befördert, und wenig fehlte, so wäre er die Stiege, die zum Eingang hinaufführte, hinuntergefallen. Es war nicht die erste Erfahrung dieser Art, die er im „Kampfe gegen das Unrecht“ machte; aber noch viel, viel weniger war es die letzte.

Nach solchen Erlebnissen gab es einen Wirbel in seinem Kopfe. Wie konnte so etwas geschehen! Das war doch Unrecht! Und Unrecht brauchte man sich doch nicht gefallen zu lassen! Unrecht durfte man sich gar nicht gefallen lassen...

Wenn es sich aber traf, daß die drei sich männlich aufgelegt fühlten, so wandten sie den kindlichen Freunden des Spielbudenplatzes nach gründlicher Betrachtung mit kritisch geschürzten Lippen den Rücken und gingen noch dreiviertel Stunden weiter nach Hamburg hinein. Dort gab es nämlich eine Wirtschaft, wo man ein ganzes Seidel „echtes Kulmbacher“ für fünfzehn Pfennige verzapfte und sechzehnjährige Männer mit Hochachtung behandelte. Sie saßen dort eine Stunde lang bei einem Glase und übter Kritik nach Art der Jugend, das heißt sie rezerjierten die Bälle der Billardspieler, ohne von diesem Spiel etwas zu kennen. Auch das Billardspiel war ein frommer Wunsch Ksmuffens; aber ach, zu all dergleichen gehörte ein Lehrgerebalt. Ja, wenn man 1200 Mark verdiente — nach einem vorzüglichen Examen bekam man sogar 1300 Mark das Jahr — dann ließen sich alle Sehnsüchte fühlen.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Der Herr von Kaarnajärvi.

Von Juhani Aho.

Aus dem Finnischen überseht von Laura Feil.

(Fortsetzung.)

Hellman schwang sich in den Schlitten. Da zog das Pferd in der Tat eine Sekunde zu früh an, und als er die Zügel straffer nahm, stieß es den Schlitten wieder zurück. Es belam nun ein Paar mit der Peitsche, worauf es abermals einige Säge nach vorwärts machte. Aber da die Zügel nicht gelockert wurden, und die Peitsche um seine Ohren nur so sauste, bäumte es sich hoch auf und tastete in einem so tollen Galopp davon, daß der Schlitten an den Torpfeiler anprallte.

So wurde es denn wieder ausgeschirt und in den Stall zurückgeführt.

„Du lieber Heiland!“ schrie Hellmans Weib auf. „Jetzt wird er es gar auspeitschen!“ und eilte in den Hof vor die Küche.

Hier waren bereits die Mägde vollzählig versammelt und sahen einander mit schreckensbleichen Mienen an. Nichtsdestoweniger veräumten sie es nie, herbeizulaufen, wenn der Herr auf seine Pferde losließ.

Von Zeit zu Zeit vernahm man aus dem Stalle das laute Klucken des Gutsbesizers, das Niedersausen der Peitsche und das wilde Stampfen von Pferdehufen. Der Stallbursche stand ganz starr vor Entsetzen an der Stalltür und wußte nicht, was er mit sich anfangen sollte. Als aber Hellman das zitternde Tier in den Hof hinausbrachte, wich er hastig zur Seite, damit nicht auch er noch gar einen Hieb abbekäme.

Auch die Hausfrau und die Diensthöten waren im Nu wie vom Winde fortgefegt; denn sie wußten, daß der Herr keine Zuschauer leiden mochte, wenn er sich mit seinen Pferden „zu schaffen machte“.

„Was stehst Du denn da wie ein Köter mit eingezogenem Schweife und hältst Maulaffen feil, he?“ herrschte Hellman den Stallburschen an. „Da, schieb' den Schlitten her, oder Du bekommst ebenfalls meine Peitsche zu kosten!“

Am ganzen Leibe zitternd, jedoch ohne auch nur den geringsten Widerstand zu leisten, ließ sich das arme Tier wieder ruhig einspannen.

„Spring' hinten auf!“ rief Hellman dem an der Tür Lehnenden und sich die Peise stopfenden Pulkfinen zu, „und Du, Tommondierte er dem Stallburschen weiter, der sich auf den Kutschbod geschwungen hatte, „nimm' hier die Zügel und fahr' zu!“ . . .

Die Steuerkommission tagte, wie bereits erwähnt, in der Gemeindestube. Ein großer Tisch stand dicht vor dem Fenster, durch das man einen Ausblick auf die zur Pfarrei gehörigen Acker, sowie die dahinter aufragende Kirche hatte. An dem einen Ende des Tisches, die Brille auf der Nase und den Federstiel im Munde, thronte der Obmann — ein ehemaliger Hauptmann der Reserve, jetzt Gutsbesitzer —, der eifrig in der Steuerliste blätterte. Ihm gegenüber saß als Vertreter der Regierung der Amtmann. Er lehnte den Rücken an die Wand, stützte den rechten Ellenbogen auf den Tisch und stopfte sich seine Peise; denn unter so guten Bekannten war das Rauchen selbst im Amtszimmer keine verbotene Sache.

So rauchten sie denn fast alle, wenn sie es nicht vorzogen, müßig dazuhocken und von Zeit zu Zeit zwischen den Wänten durch auf die Erde zu spuden. Manche taten nicht einmal das, sondern sahen nur hie und da durch das Fenster auf den Hof hinaus, wo sich eine schwahende Menge aufhielt.

Einer der Steuerbeamten hatte es sich sogar in des Gemeindegieners turmhochem Bette bequem gemacht, und je tiefer er in die Matratze einsank, desto höher schwellen die schmutzigen Federpolster um seine Ohren fast bis zur Decke empor.

„Also, wir halten jetzt bei Guffanen,“ begann der Vorsitzende, als er ein Matt umwandte. „Vergangenes Jahr wurde er mit einhundertfünfzig eingetragten. Sollen wir ihm für dieses Jahr denselben Betrag vorzeichnen?“

„Das können wir ja, mein' ich,“ sagte einer der Beisitzer, ohne den Kopf zu erheben und auf den Fußboden spudend.

„Der nächste ist der Gemeindegeldsteuere von Kaarnajärvi auf Nr. 5. Ist er persönlich antwesend?“

„Ich glaube nicht.“

„Er ist voriges Jahr auf fünfhundert eingeschätzt worden.“

„So können wir ihn ja auch für dieses Jahr so einschätzen.“

„Schön.“

„Nun zum Häusler Pehkonen aus demselben Orte.“

„Der ist da,“ rief einer, der am Fenster saß und fortwährend hinausgesehen hatte. „Er ist vor einer Weile angekommen.“

„Ist das nicht sein Pferd, das am Gartenzaun angebunden ist?“ sagte der vom Bette her mit emporgestrecktem Halse.

„Man führe ihn herein!“

Einer der Beamten erhob sich, um den Auftrag auszuführen.

„Wie hoch taxiert Ihr Euer steuerpflichtiges Eigentum für dieses Jahr, Pehkonen?“ fragte der Obmann, nachdem der Häusler mit cherebietigem Gruße eingetreten war. „Voriges Jahr war es auf einhundert eingeschätzt.“

„Aufrichtig gesagt, meine Herren, heuer ist es fast gar nichts mehr wert,“ beriehte Pehkonen und kratzte sich hinter dem Ohre. „Könnte ich nicht für dieses Jahr ganz von der Steuer befreit werden?“

Der Amtmann und mehrere andere Kommissionsmitglieder erhoben lebhaft dagegen Einspruch.

„Ganz von der Steuer befreit werden, sagt Ihr? Wen sollte man denn da besteuern, wenn schon Ihr nicht Abgaben zahlen wollt. Wahrhaftig, Ihr, der Ihr noch anderen Geld borgt!“

„Was, ich leihe Geld aus? Ich?“ entrüstete sich Pehkonen. „Ich möchte wissen, wo ich das Geld dazu hernehmen sollte!“

„Na, mach' uns nur keine Klauen vor, Pehkonen. Daß Ihr Geld verleiht, weiß so mancher.“

„Meiner Treu, es wäre durchaus nicht zu viel, wenn wir von Euch jetzt dreihundert Mark einforderten,“ meinte der Amtmann.

„Dreihundert Mark! Aber, meine werten Herren!“

„Dreihundert sind vielleicht doch etwas zu hoch gegriffen,“ warf der Obmann ein, „aber sagen wir zweihundert, das wird nur recht und billig sein. Sind Sie damit einverstanden, meine Herren?“

„Jawohl, wir sind's alle . . . alle!“

„Aber das ist zu hoch, niederträchtig hoch,“ stammelte Pehkonen und verließ brummend das Zimmer.

„Und nun,“ fuhr der Obmann mit einem feinen Lächeln um die Lippen fort und rückte seine Brille wieder auf die Stirn, „nun kommen wir zu Gutsbesitzer Hellman.“

„Sind wir schon bei dem?“

„Jawohl — also wie hoch sollen wir denn diesen besteuern?“ fragte er mit besonderem Nachdruck. „Kein Mensch hat eine Ahnung davon, wie reich eigentlich der Mann ist. Sie erinnern sich doch daran, was wir heut morgen sprachen?“

„Na und ob!“ bekeuerte der Amtmann und ging zum Ofen, um die Peise aus der Pfeife zu klopfen. „Wir wissen nur allzu wohl, daß wir ihm gar nicht wehe tun, wenn wir ihn höher als jeden anderen besteuern.“

„Aber wir müssen die Sache ernstlich beraten, damit wir ihm nicht etwa Unrecht tun,“ ermahnte der Vorsitzende, seine Peise neu in Brand stehend.

Man unterbrach nun die Abwidelung der weiteren Steuerangelegenheiten, um sich einzig dabei aufzuhalten, wieviel Hellman im Vermögen habe und hauptsächlich, wie er eigentlich dazu gekommen sei. Man wußte sehr gut, daß er wohl schon damals etwas besessen haben mochte, als er aus Oester-Bottnien gekommen war, um den unter dem Hammer stehenden Hovi-Hof zu erwerben, daß er indes den Grundstock zu seinem immensen Vermögen erst durch eine Heirat mit einem Weib aus seiner Heimat gelegt, das ihm eine hübsche Summe zugebracht hatte. Mit diesem Gelde hatte er dann Geschäfte gemacht und sein Anwesen in die Höhe gebracht. Aber sein Weib war wenige Jahre später an der Auszehrung gestorben.

„Ich möchte wissen,“ warf einer höhnisch ein, „wer nicht sterben würde, der einmal in die Klauen solch eines Ungeheuers fällt, solch eines niederträchtigen, hundsgemeinen . . .“

(Fortsetzung folgt.)

## Neue Uebersetzungs-Literatur.

Anna de Sabornin Lohmann: Fragensmüde, Roman; Gerard van Gulzen: Wagarbunden, Novellen; Vico van Suchtelen: Quia absurdum, Roman. (Verlag von Maas u. van Suchtelen, Leipzig und Amsterdam.)

Man darf getrost behaupten, daß es auch in der Literatur eine Länders-Mode gibt. Dänemark und Norwegen standen für uns eine Zeitlang tonangebend an der Spitze; die Uebersetzungen aus dem Nordischen sind noch heute in der Ueberzahl. Frankreich schloß sich immer dazwischen, namentlich auf novellistischem Gebiet und seit Garbi ist der Osten in die Mode gekommen. Wir haben schon eine ganze Literatur von Uebersetzungen aus dem Russischen, die des Interesses weiter Kreise sicher ist. Daß der Verlag Haas u. van

Suchtelen es unternimmt, auch die moderne holländische Literatur in Deutschland einzuführen, darf freudigst begrüßt werden. Holland hat bis jetzt die wenigste Gewähr für eine poetische Ausbeute geboten. Multatuli ist eine Ausnahmeerscheinung und auch bei diesem Großen überragt das Gedankliche das Dichterische. Wir schätzen ihn in erster Linie als Denker und erst in zweiter Linie als Poeten. Immerhin repräsentierte Multatuli die spezifisch holländische Natur und sein Roman „Max Havelaar“ wurzelt ganz in holländischem Leben und Geist. Das Land der Drogstoppel und die Seele der Drogstoppel, Masse und Milieu ist charakteristisch eingefangen und wiedergegeben in seinem Buch. Anders bei den Autoren, die mir heute vorliegen. Keiner ist als spezifisch holländisch zu werten, und Kennenmerkmale, wie etwa bei Gorki, weist keines der Bücher auf. Zum Teil haben sie gar nicht Holland zum Schauplatz und wo sie im Lande bleiben, zeigen sie ein indifferentes Gepräge. Der Verlag dürfte also kaum die bedeutungsvollsten Geister des Brachtenlandes ausgewählt haben und wir wollen die Publikation vorläufig nur, wie angezeigt, als einen Versuch zur Einführung in die holländische Literatur betrachten, in die allerdings erst noch System kommen muß.

Anna de Sabornin Lohmann mit ihrem Tendenzbuche: *Fragensmüde* ist zum Beispiel nicht mehr als Durchschnitt. Die offenbar noch junge Dame, deren Bild in dekorativer Aufmachung dem Bande beigegeben ist, schildert die Krisen einer höheren Dame, die den religiösen Fanatismus als Sport betreibt, bei ihrem Zusammenprall mit dem Leben und seiner praktischen Vernunft. Die orthodoxe Partei in der schlafenden Stadt Haag gibt den Hintergrund ab und die Vordergrundspersonen mit ihren dogmatischen Konflikt bleiben in der molluskenhaften Behandlung der Verfasserin alle mehr oder weniger schemem. Es steckt in dem gutgemeinten Buche ein gut Teil von jener Bildungsphilisterei, durch die sich die Damenbewegungsvereine der bürgerlichen Kreise auszeichnen. Die Verfasserin kann ihre Gedanken nicht zu Ende denken und ihre Aufgeklärtheit ist nur eine andere Form der Halbheit. Aber auch in der künstlerischen Behandlung ihres Stoffes erhebt sich die Verfasserin nicht über das gute Mittelmaß. Wir haben in Deutschland eine ganze Stora von solcher gefühllosigen Schriftstellerinnen, in denen der sogenannte Emanzipationsfunke glüht und die dennoch aus ihrer altjüngferlichen Haut nicht herauskönnen und darum bei aller Anstrengung nicht mehr als widgewordene Familienliteratur geben.

Gerard van Gulzen beansprucht schon eher Beachtung. Seine Novellen: *Bagabunden* (Zwervers) halten zwar den Vergleich mit Gorkis Landstreicher-Novellen nicht aus, denn sie gehen nicht wie diese in die Tiefe, um aus der Variatelle Menschliches herauszuheben. Aber sie sind doch voller Anschaulichkeit, den Skizzen Hans Ostwalds am ehesten ähnlich; auch an Gshoud erinnern einige dieser Glendbilder. Durch die Schilderungen der Entertben und Heimattosen strömt des Verfassers großes soziales Gefühl, der selbst aus Not und Entbehrungen sich empor arbeiten mußte. So haben seine Geschichten den Stempel des Erlebten bekommen und weisen eine eigene Note auf. Bei der autodidaktischen Bildung des Autors ist sein Ausdrucksvermögen, so weit sich das aus der Uebersetzung beurteilen läßt, von anerkennenswerter Sicherheit. Die Novelle: *Heiliger Herbst* ist inhaltlich, wie in ihrer padenden Schlichtheit und Konzentration — ein unter der Arbeitslast sterbendes Weib läßt Mann und Kind in täglich sich erneuernder Daseinsqual zurück — am besten gegliedert. Sie wirkt wie ein jener trostlosen Bilder von Bereschtshagin, vor deren eintöniger Schneefläche man nicht mehr glaubt, daß es noch eine Sonne gibt.

Zu den Pessimisten gehört auch *Vico van Suchtelen*, der in seinem Roman *Quia absurdum* (Weil ich dumm bin ...) einen jener in der modernen Literatur iastfam herumspulenden Selbstzerstörer zeichnet, der „am Leben leidet“. Man weiß zwar nicht, warum der junge Mann so unglücklich ist, denn eigentlich fehlt ihm weiter nichts als der gute Wille zum normalen Empfinden. Es macht ihm aber sichtlich Spaß (siehe Titel), sich in immormales Empfinden der Welt und ihrer Forderungen immer mehr hineinzuheben. So verläßt er zuerst die bürgerliche Welt, um sich in einer Kolonistengemeinschaft anzusiedeln, woselbst man nach eigener Fassung ein Narr ist. Und als ihm auch das zu dumm wird, befreit er sich ganz und gar von der irdischen Zwangsjade und stürzt sich vom Vergessipfel in die Tiefe. Das Buch würde nur die Emanationen jener unklaren Lebensmärtyrer vermehren, in deren Lexikon das Wort Arbeit nicht steht und die im geschäftigen Nichts ihres Erdenwandels die tausend und ein Gehirnblasen treiben, die den „höheren Menschen“ ausmachen sollen. Aber da trifft man plötzlich auf Stellen von poetischer Schönheit und Tiefe, namentlich wenn die Natur angerufen wird. Zum Preise der Natur entquellen dem Verfasser die innigsten Töne, und in lyrischer Pracht erblickt dann seine Sprache. So lebt das Buch durch die Wortkunst wie so viele Bücher unserer Defadenten auch. Man sieht, das Aesthetentum, das sich am Klange berauscht, das artistisch reflektiert und vor der robusten Kraft, die das Leben meistert, flieht — dieses ästhetische Spiel mit künstlichen Gefühlen ist international. Eine bestimmte holländische Signatur weist also auch dieser Verfasser nicht auf. Ich weiß nicht, ob das geschwollene Format der Bücher in Holland Mode ist. Jedenfalls sind die ungepreßten Wände, deren schwerfälliges Aussehen zu ihrem lächerlich leichten Gewicht in schreiendem Gegensatz steht, für deutsche Begriffe eine Geschmacklosigkeit und eine Täuschung dazu. Auch die effektvollen Bilder der Autoren wären zu entbehren.

**Henning Berger: Psall**, Roman. (S. Fischer, Verlag, Berlin.) Um wie viel markanter und bedeutamer, als die prosaische Auswahl aus dem Holländischen, ist diese von G. Klett sauber besorgte Uebersetzung aus dem Schwedischen. Henning Berger ist ein Dichter mit einem Eigengesicht und sein Buch kommt der Pölsischen Definition der Kunst — Kunst ist ein Ausschnitt aus dem Leben, gesehen durch ein Temperament — mit seltener Sicherheit nahe. Von Chicago, der menschenfressenden Stadt, die den einen in die Tiefe wirbelt und den andern in die Höhe schleudert, handelt die Geschichte. Und die Konturen der ungeheuerlichen Mienenstadt wachsen gigantisch auf. Die Stadt und das Leben symbolisiert sich dem Dichter in der Perspektive einer Straße, der Clarfstreet, in der sich mit tausend Verschlingungen der Menschenstrom bewegt. Hugo Nordling, wohl der Verfasser selbst, sieht diese Straße in phantastischen Träumen vor sich, und mit ihr verschmelzen seine Jahre des Jammers. Auf der einen Seite endigt sie in einer Prarie, wo des Glends Totenschädel grünen, auf der anderen im grünen Park, wo die Reichen und Glücklichen wohnen. Zwischen diesen beiden Polen — oben und unten — alle Stufen des Lebens, Anfangs ging er, wie die vielen Tausende, den Weg abwärts in die Nacht und Psall trat an seine Seite. Die spukhafte Zigeunerin, die sein Schicksal wurde. Denn auch jetzt, da ihn die Voge aufwärts zu den Palästen getrieben, blickt ihn das Leben mit den rätselvollen Augen Psalls an. Und wie er sich nach der Entschwindenden sehnt, so liebt er auch im Reichtum noch die Jahre des Hungers. Amerikanisches Leben, der seine Schattenriß des seltsamen Lebens Psall, das fürchterliche Ungetüm, die Mienenstadt, belommt in des Verfassers interessanter Schilderung ein eindrucksvolles Gesicht.

**Johannes V. Jensen: Das Rad**. (Verlag S. Fischer, Berlin.) Es ist beachtenswert, daß die flammendsten Propheten Amerikas und des Amerikanismus nicht aus dem eignen Lager, sondern aus fremden Landen kommen. Wiederrum ist es ein Nordländer, auf dessen Rehbaut sich das ganze tausendfältige Bewegete amerikanische Leben zusammengedrängt abspiegelt, und in einem eminent reichen Buche wird er dessen geistreichender Verkünder. Bei Jensen hat dieser beinahe evangelistische Glauben an der Hand der unbegrenzten Möglichkeiten einen tieferen Zusammenhang. Er ist Zütländer, die alten Widingerhelden nennt er seine Ahnen. Nun hat er sich die Theorie zurechtgemacht, daß Widingerblut auch in den echten Amerikanern lebt. Die Geschichte Amerikas habe ihren Anfang in Dänemark, durch eine Art Völkerverwanderung sei in grauer Zeit von den Nordländern der Grund zur jugendlichen amerikanischen Republik gelegt worden, die für ihn eine Vauernkultur im großen ist. Dieser Eisenstaat mit seiner ungeheuren Schwingkraft, die auf der Lebendigkeit des einzelnen beruht, habe seinen Untergrund im Gotentum. Der Verfasser spielt mit dieser Idee, verbeißt sich in sie und türmt sie mit geistiger Gewalt zur Pyramide. Der Gedanke reizt ihn hin, diese Pyramide zu krönen, Amerika zum zweitenmal zu entdecken in seinem geistigen Leben, in seiner Geisteskultur. Unter die zhylophische Mahlmühle, die ihm Chicago ist, hält er seinen Saß und sängt gleichsam das Leben auf. Und wie ein Zauberer schüttet er wiederum diesen Saß vor dem Leser aus. Es quillt hervor, häuft und überstürzt sich, eine Fülle der Gesichte drängt ineinander. Was für Bilder hat der Verfasser für die Szene einer Straße, was für Vergleiche für Dinge und Situationen! Zwei Männer lösen sich heraus. Ewanston, der unheimliche Geselle aus Jensens erstem Roman *Madame d'Dra und Lee*, der Prophet von Amerikas geistiger Renaissance. Beide suchen einen Vernichtungslampf gegeneinander, in dem Ewanston, das in unerhörter Verechtheit schwingende Bortrad, von Lees physischer Kraft zertrümmert wird. Und der Verfasser läßt seine schönen Gedanken von amerikanischen Geistesleben fahren, denn in Amerika triumphiert der motorne Gigant: das Eisenrad. Das ist die Kultur Amerikas: „Die Amerikaner leben und arbeiten, einer anderen Richtung bedürfen wir nicht.“ Jensen ist ein Bestauner dieses Lebens, das er mit dem Reichtum seiner eigenen Seele mißt. Im Draußen und der stutenden Bewegung Chicagos schwingt er selbst mit, Phantasie und ein unerhörter Wirklichkeitsstimm fliegen zusammen, so daß er bald mit erregenden Spannungen operiert, bald mit den feinsten Fühlern sich in seinem Stoff aufhängt. Dabei hat er seine allereigenste Sprache, die der Multiplikationspoesie Bolt Whitmans, den er anbetet, verwandt ist. Wie dieser hat Jensen den Schwung und Rhythmus für die realen Dinge. Seine Sprache ist wie eine elektrische Batterie, die Funken sprüht, unregelmäßig in ihrem Ausdrucksüberschwang und man müßte ganze Seiten zitieren, wollte man einen Begriff von dieser ganz erstaunlichen Bildkraft und der strogenden Lebenskraft des Stils geben. Es ist, als ob man mit dem Autor auf einem Motor dahinfliegt, wie im Fluge prallen die Eindrücke aufeinander. Die Uebersetzung ist von M. e. s. Das ist aber keine Uebersetzung, das ist ein geniales Nachschaffen.

**Hermann Bang: Ludwigs Höhe**, Roman. (Verlag S. Fischer, Berlin.) Daß man gleicherweise ein Buch von Hermann Bang insäher an seinem Stil erkennt, an seiner Farbe und Melodie, zeugt für des Verfassers ausgereifte Persönlichkeit. Dies ganz bestimmte Gepräge ist indessen nicht, wie bei so vielen unperjönlichen Buchschreibern, zurechtgemacht, eine betworte Manier. Bang schreibt,

## Kleines feuilleton.

### Geographisches.

**Neue Inselstudien.** Einige Felselände, die südlich von den neuseeländischen Inseln mitten im Großen Ozean gelegen sind, haben jetzt zum ersten Male eine gründliche Erforschung erfahren, deren Ergebnisse sich als überraschend wichtig herausstellen. Es handelt sich hauptsächlich um die Snaresinsel, die Audlandinsel, die ihr dicht benachbarte Disappointmentinsel und die Campbellinsel. Die in Neuseeland erscheinende „Nyttelton Times“ veröffentlicht einen vorläufigen Bericht über die geologischen, zoologischen und botanischen Erfolge dieser Untersuchungen, die vor allen Dingen den Beweis geliefert haben sollen, daß diese Inseln einst einen Teil des vielbesprochenen antarktischen Kontinents gebildet haben, der sich in einer geologisch noch nicht weit zurückliegenden Zeit vom Gebiet des australischen Festlandes über den Südpol hinweg bis nach Südamerika erstreckt haben soll. Obgleich die Wissenschaft schon bisher die Berechtigung dieser Annahme anerkannt hat, ist doch jeder neue Beweis von besonderer Wichtigkeit. Dr. Speight zieht seinen dahingehenden Schluß aus den Gesteinen, die er auf jenen Eilanden gefunden hat, und vor allem auch aus der Tatsache, daß die Inseln früher eine ausgedehnte Vergletscherung besaßen haben. Was die Tierwelt der Inseln betrifft, so sind unter den Insekten Fliegen und Mücken am häufigsten. Doch kommen auch einige Käfer und Libellen vor. Von großem Interesse ist die Vogelwelt, der die Forscher außer mit anderen Waffen auch mit dem photographischen Apparat zu Leibe gegangen sind. Ein dem Huhn ähnlicher Vogel von dem Campbellinsel ist noch nicht bestimmt worden und vielleicht für die Wissenschaft neu. Große Niststätten finden sich von Raubmöwen (Skua), Krähen, Scharben, Eisturmbögen, Seeschwalben, Albatrossen und auch von Pinguinen. Auf der Snaresinsel ist der Reichthum an Vögeln und Seevögeln so groß, daß die Forscher den von diesen Tieren verbreiteten Gestank als fast unerträglich bezeichnen. Nicht weniger fesselnd sind die Schilderungen, die Dr. Cook von der Pflanzenwelt entwirft, die als zwar artenarm, aber vergleichsweise üppig beschrieben wird. Besonders auffallend ist eine Pflanze aus der Karottenfamilie (Bulbinella rossii). Erstaunlich ist die Fähigkeit zu immer neuer Selbstverjüngung, die die dortige Pflanzenwelt auszeichnet. Die Tausende und Abertausende von Vögeln werfen sich auf die Pflanzendecke und tun ihr Bestes, sie bis auf wenige grüne Flecken zu vernichten. Diese Reste sind der Anwesenheit einer Pflanze zu verdanken, die wohl dem Geschmack der Vögel nicht zutrifft. Die Folge davon ist, daß diese sonst auf jungfräulichem Boden recht seltene Pflanze, die zur Gattung des Pisang gehört, eine ganz außerordentliche Verbreitung erreicht hat, da die Vernichtung der anderen Gewächse den Boden für sie frei macht. Die Vögel tragen übrigens selbst zu diesem Vorgang bei, indem sie die Samen an ihren Füßen und Federn verschleppen. Dr. Cook bezeichnet diese Erscheinung als ein vorzügliches Beispiel dafür, daß eine Pflanze von geringer Wichtigkeit in einer vom Menschen nicht beeinträchtigten Vegetation eine so starke Verbreitung erreichen kann, daß sie geradezu ein Unkraut wird.

### Technisches.

**Die drahtlose Telegraphie um die Erde.** Die Pariser Akademie der Wissenschaften will zur Förderung der drahtlosen Telegraphie und ihrer Anwendung ganz besondere Anstrengungen machen. Nicht nur wichtige wissenschaftliche, sondern auch erhebliche praktische Erfolge könnten sich aus den Plänen ergeben, deren Seele der Physiker Bouquet de la Grye ist. Auf Antrag dieses Gelehrten ist ein Ausschuß von drei Mitgliedern gewählt worden, zu denen außer ihm selbst zwei der besten Leuchten der französischen Wissenschaft gehören, nämlich der Physiker Becquerel, der Entdecker der Uraniumstrahlen und der Mathematiker Poincaré. Dieser Ausschuß soll zunächst untersuchen, ob und auf welchem Wege die drahtlose Telegraphie zur Vornahme von Längenbestimmungen auf See benutzt werden könnte. Erreicht werden soll diese Absicht durch die Errichtung einer Station auf der Höhe des Eiffelturmes, die in jeder Nacht um die Mitternachtsstunde mit elektrischen Wellen ein Signal geben soll. Diese Maßnahme würde für eine Ausdehnung von Millionen Quadratkilometern dieselben Dienste leisten wie der bekannte Zeitball in den Häfen für deren nächste Umgebung. Jedes Schiff, das für diese Flut von elektrischen Wellen erreichbar wäre, würde dann im Augenblick wissen: „Jetzt ist es in Paris 12 Uhr nachts“ und danach die geographische Länge seines Ortes sofort bestimmen können. Die Idee erscheint in praktischer Hinsicht und auch für wissenschaftliche Zwecke außerordentlich glücklich und hat auch den Mann der nächsten Mathematik, Professor Poincaré, in eine so hohe Begeisterung versetzt, daß er geäußert hat, er sähe keine unüberwindlichen materiellen Hindernisse für die Ausführung des Planes. Zunächst ist die Reichweite der Signale nur auf den größten Teil des Mitteländischen Meeres und einen Teil des Atlantischen Ozeans veranschlagt worden, doch trägt sich de la Grye mit dem Gedanken, es könnte einmal eine Station für drahtlose Telegraphie auf dem Gipfel des Pic von Teneriffa geschaffen werden, deren Wellen dann die ganze Erde umfassen würden.

wie auch Jos. B. Jensen, unter dem Zwange seiner innersten Natur, seiner tiefsten Beisehung. Es gibt aber vielleicht keine größeren weltlichen Gegenstände, als bei diesen beiden dänischen Dichtern. Jensen schmettert, Bang flüstert; feuerrot glühende Lebensströme rinnen bei Jensen, im blaffen Schein leuchtet's bei Bang wie ein stiller Märchensee; Jensen kommt daher wie der brauende Frühlingsturm, Bang ist der Herbst mit seinem sanften Blätterfall. Da liest man dieses wundervolle Buch Ludwigs Höhe und ehe man es sich versteht, ist man ganz umgehoben und ganz bewegt, es ist, als ob wir in diese Welt des Dichters hineinsinken. O, Leben, du wunderliches, du wonnevolles und schmerzliches! Was geht denn eigentlich vor auf den vielen Seiten dieses Romans? Fast nichts! Das Leben der Menschen flieht ruhig dahin, kaum daß es eine Welle schlägt. Ein junges Mädchen verliert durch den Tod ihres Vaters ihre Heimat. Diese Heimat hieß Ludwigs Höhe. Und Ludwigs Höhe mit seinen Menschen, Tieren und Bäumen steigt vor dem Leser auf. In zerfließenden Farben und gedämpftem Licht, wie eine schöne Legende. Wie ein vergilbtes, altes Bild, von leiser Behmut umzittert. Und doch unter dem Schattenshaften, dem weichen, träumerischen Klang eine Wirklichkeit von unbeschreiblichem Reiz, mit all den tausend kleinen Zügen des Alltags übersät. Wie die Leute denken, sprechen, sich benehmen, alles ganz irdisch, ganz bodenständig und realistisch, aber in volle Poesie getaucht. Das Mädchen wird von ihrem Geliebten, der eine Reiche heiratet, betrogen und begräbt ihr Glück als Krankenschwester. Welch ein banaler Stoff an sich! Aber lest dieses Buch selbst und fühlt mit Entzücken, was ein Dichter für einen Zauber über die Tragik des Alltags verbreitet hat.

**Gustav auf Geijerstam: Das Haupt der Medusa.** (Verlag S. Fischer, Berlin.) Geijerstam, der einst seinem schwedischen Landsmann Strindberg dicht zur Seite stand, ist längst auf einen fremdlicheren Weg abgelenkt. Ins milde Sonnenlicht hat er sich hingefunden, seine letzten stillen Bücher erzählen davon. Wohl geht durch seine Geschichten noch immer ein weicher Klang, aber auch ein Lächeln, viel Wärme und Trost. Recht unfriedlich hat der einstige Freund Strindberg den schwer erzwungenen Frieden Geijerstams in seinem pamphletischen Roman „Die schwarzen Fahnen“ erst kürzlich angegriffen. Aus jener Zeit der Stürme, Zerspaltungen und pessimistischen Erkrankung, da für eine ganze Generation, die der achtziger Jahre, die Kunst sterben zu können höher galt, als die Kunst leben zu können, stammt der vorliegende Roman. Und der Dichter sagt in seinem Wortwort zur neuen Ausgabe, keins seiner Bücher sei bewegter von allem, was jahrelang in ihm gärte. Aber mit der Niederschrift dieser traurigen Geschichte habe er sich auch zu sich selbst zurückgefunden und erneuert. Es ist die Geschichte von einem tatkräftigen, herrlich veranlagten Menschen, dem in Kampf um den Erwerb seine besten Geisteskräfte verkümmerten. Den das Angesicht der Welt voll Erbarmlichkeit und Niedrigkeit zum Haupt der Medusa wird, das ihn erstarren macht. So verfeinert auch sein Herz, er wird ein schwermütiger Gräbler und wirft zuletzt das leere Leben von sich. Ein inhaltsloses Leben wird geschildert, und alles wird Inhalt in des Verfassers schlichter Erzählungskunst. Geijerstams größter Vorzug, die Ehrlichkeit und Sichtigkeit, offenbart sich schon in diesem vor dreizehn Jahren geschriebenen Buch. Es gibt keinen Aufzug und keine Maske, man wird von der Innerlichkeit gepackt und fühlt, hier ist ein Erleben dabei. So breitet sich auch schon über diesen Roman ein Glanz von des Dichters schönster Kunst: dem gütigen Verstehen oder Zuverstehensuchen der Irrungen und Wirrungen des Lebens.

**Giovanni Cena: Mahnungen, Roman.** (Verlag Agel Junder, Stuttgart.) Noch eine Uebersetzung aus dem Italiemischen, ein Stück Glendmalerei aus dem Turiner Proletariat. Wenn es nicht eine modische Mystifikation ist, haben wir die Selbstbiographie eines armen Buchdruckers vor uns, dessen Schicksal es war, von den Gesellschaftszuständen mitteillos zermalmt zu werden. Die Blätter sind voller Tendenzen, aber auch voller Gefühl und quakender Menschenliebe. Halb Anarchist, halb Utopist, schreibt der Verfasser seine wühlenden Gedanken nieder, hin und hergeworfen zwischen Liebe und Haß. Er fühlt in sich das Apostelthum des Volksbeglückers, er möchte die Welt erlösen durch irgend eine Tat. Dieser Doferttrieb ist das Leitmotiv des Buches. Und zwischen dem unklaren Erlösungswahn stehen eine Reihe klarer Ideen und Einsichten in die Gesellschaftsordnung, aber auch eine Reihe schwärmerischer Idealistenträume. Es bleibt unklar am Ende, ob der Verfasser freiwillig oder zufällig in den Kluten umgekommen ist. Aber ein ungemein reiches Innenleben tut sich auf in den Aufzeichnungen. Ein Träumer und ein Held inmitten des grausam unbarmherzigen Lebens oben in der Dachkammerkolonie der Enterbten, analysiert mit bohrendem Grübeln und suggestiver Kraft die Proletariatsidee. Die Gährungen in der Seele der meisten Lebensklaven von heute, die vom Leid nicht tot, sondern wach, nicht taub und blind, sondern hörend und sehend geworden ist. Und wenn der Schreiber wirklich nur ein armer Buchdrucker war, muß man Inhalt wie Form seiner Bekenntnisse gleichermäßen bewundern.